

Es gibt da dieses Foto, das ich einfach nicht aus dem Kopf kriege. Ein kleines Mädchen in einem Blumenkleid, das im Dunkeln dasteht und schreit. Überall ist Blut. Auf ihren Wangen, ihrem Kleid und Spritzer auf dem Boden. Neben ihr ist eine Waffe auf die unbefestigte Straße gerichtet. Den Mann kann man nicht sehen, doch seine Stiefel. Du hast es mir vor Jahren gezeigt und von dem Fotografen erzählt, der die Aufnahme gemacht hat. Ich erinnere mich aber nur noch an den Schrei, die Blumen, das Blut und die Waffe.

Ihre Eltern waren auf der falschen Straße unterwegs oder so. In einem Kriegsgebiet vielleicht. War es im Irak? Ich glaube, es war im Irak. Das ist schon eine Weile her und ich bin mir nicht mehr sicher. Sie sind falsch abgebogen und irgendwelche panischen Soldaten fingen an, auf ihr Auto zu schießen. Die Eltern waren sofort tot.

Das kleine Mädchen hatte Glück.

Oder war es Pech?

Keine Ahnung.

Zuerst fällt einem das Entsetzen auf, weil es so perfekt in die Miene des Kindes geschrieben steht.

Dann erkennt man die Einzelheiten. Das Blut. Die Blumen. Die Waffe. Die Stiefel.

Einige deiner Fotos sind genauso ergreifend. Wahrscheinlich sollte ich mich eher an deine Werke erinnern. Irgendwie kommt es mir nicht richtig vor, dass ich gegen deinen Grabstein gelehnt über das Talent von jemand anderem nachgrübele.

*Ich kann nicht anders.
Man sieht es in ihrem Gesicht. Ihre Realität ist
gerade zerstört worden. Und sie weiß es.
Ihre Mutter ist tot, und sie weiß es.
Da ist so viel Leid in diesem Bild.
Jedes Mal wenn ich es mir anschau, denke ich:
„Ich verstehe genau, wie sie sich fühlt.“*

Ich muss aufhören, diesen Brief anzustarren.

Den Umschlag habe ich nur aufgehoben, weil wir alle persönlichen Gegenstände vor den Grabsteinen wegräumen sollen, bevor wir dort Rasen mähen. Normalerweise lasse ich mir ja Zeit, denn acht Stunden sind nun mal acht Stunden, und ich werde dafür ja schließlich nicht bezahlt.

Meine ölverschmierten Finger haben Flecken am Rand des Blatts hinterlassen. Ich sollte es lieber wegwerfen, bevor noch jemand merkt, dass ich es angefasst habe.

Doch meine Augen starren wie gebannt auf die mit Füller geschriebenen Buchstaben. Die Schrift ist ordentlich und gleichmäßig, aber nicht perfekt. Zuerst kann ich nicht sagen, was mich daran irritiert, dann allerdings erkenne ich es: Die Worte sind mit einer zitternden Hand geschrieben worden. Ein Mädchen, das ist offensichtlich. Da die Buchstaben relativ rundlich sind.

Ich werfe einen Blick auf den Grabstein. Der ist relativ neu. Klare Buchstaben, in polierten Granit gemeißelt. *Zoe Rebecca Thorne. Geliebte Ehefrau und Mutter.*

Das Sterbedatum trifft mich wie ein Schlag. 25. Mai dieses Jahres. Genau an jenem Tag habe ich eine ganze Flasche Whiskey vernichtet und anschließend den Pick-up meines Vaters in ein leeres Bürogebäude gefahren.

Seltsam, wie sich dieses Datum in mein Gedächtnis einge-

brannt hat, und in das von jemand anderem aus einem völlig anderen Grund.

Thorne. Der Name kommt mir bekannt vor, doch ich kann ihn nicht zuordnen. Sie ist erst seit ein paar Monaten tot und war fünfundvierzig. Vielleicht wurde in den Nachrichten darüber berichtet.

Ich wette, dass ich mehr Presse gekriegt habe.

„Hey, Murph! Was ist los, Mann?“

Ich zucke zusammen und lasse den Brief fallen. Melonhead, mein „Vorgesetzter“, steht oben auf dem Hügel und wischt sich mit einem schweißgetränkten Taschentuch über die Stirn.

Er heißt mit Nachnamen nicht wirklich Melonhead, also Melonenkopf, genauso wenig wie ich Murph. Aber wenn er sich erlaubt, das mit *Murphy* zu machen, tue ich das Gleiche mit *Melendez*.

Der einzige Unterschied liegt darin, dass ich es ihm nicht ins Gesicht sage.

„Sorry“, rufe ich und bücke mich, um das Blatt wieder aufzuheben.

„Ich dachte, du würdest den Teil noch fertig mähen.“

„Werde ich.“

„Wenn nicht, dann muss ich es eben machen. Aber ich will nach Hause, Junge.“

Immer will er nach Hause. Er hat eine kleine Tochter. Und die ist total verrückt nach Disney-Prinzessinnen. Sie kennt schon alle Buchstaben und Zahlen. Letzte Woche hat sie mit fünfzehn Kindern aus ihrem Kindergarten Geburtstag gefeiert. Melonheads Frau hatte dafür einen Kuchen gebacken.

Mir ist dieser ganze Mist natürlich total egal. Ich schaff es nur nicht, dass der Typ den Mund hält. Das ist auch der Grund, warum ich dieses Stück allein mähen wollte.

„Ich weiß“, erwidere ich. „Ich mach es schon.“

„Tust du es nicht, unterschreibe ich deinen Zettel für heute nicht.“

Drohend richte ich mich auf, erinnere mich aber noch rechtzeitig daran, dass er es wahrscheinlich der Richterin melden wird, wenn ich jetzt einen Aufstand mache. Die hasst mich sowieso schon. „Ich sagte, ich tue es.“

Er winkt ab, kehrt mir den Rücken zu und geht den Hügel auf der anderen Seite hinunter. Anscheinend denkt er, dass ich ihn bescheiße. Vielleicht hat mein Vorgänger das gemacht. Was weiß ich.

Einen Augenblick später höre ich, wie der Rasenmäher anspringt.

Wahrscheinlich sollte ich zusehen, dass ich die Erinnerungsstücke wegräume, damit ich endlich weiterarbeiten kann, doch ich tue es nicht. Die Septembersonne brennt auf den Friedhof, und ich muss mir die feuchten Haare aus der Stirn streichen. Man könnte meinen, wir befänden uns im tiefen Süden, nicht in Annapolis, Maryland. Melonheads Bandana wirkt immer ein bisschen klischeemäßig, jetzt jedoch beneide ich ihn darum.

Ich hasse das hier.

Klar sollte ich für diese gemeinnützige Arbeit dankbar sein. Ich bin siebzehn, und eine Zeit lang schien es, als würde man mich als Erwachsenen anklagen. Dabei habe ich keinen umgebracht oder so. Nur Sachschaden. Und Rasenmähen auf einem Friedhof ist ja auch nicht gerade wie die Todesstrafe, selbst wenn ich hier von lauter Toten umgeben bin.

Dennoch hasse ich das hier. Obwohl ich behaupte, es wäre mir egal, was die Leute von mir denken, ist das gelogen. Es würde wohl jeden stören, wenn alle einen für eine tickende Zeitbombe halten. Das Schuljahr hat erst vor ein paar Wochen angefangen, wahrscheinlich jedoch zählt die Hälfte meiner Lehrer schon die Minuten, bis ich Amok laufe. Ich kann mir

mein Porträt im Jahrbuch der letzten Klasse schon vorstellen:
Declan Murphy: Vermutlich bald ein Schwerverbrecher.

Es wäre zum Lachen, wenn es einen nicht so deprimieren würde.

Ich lese den Brief noch mal. Schmerz lodert aus jedem Wort. Und zwar Schmerz von der Art, die dich Briefe an jemand schreiben lässt, der sie nie lesen wird. Die Art Schmerz, die einen von den anderen *abschottet*. Die Art Schmerz, von der du dir sicher bist, dass kein anderer ihn *jemals* gefühlt hat.

*Man sieht es in ihrem Gesicht. Ihre Realität ist gerade zerstört worden. Und sie weiß es.
Ihre Mutter ist tot, und sie weiß es.
Da ist so viel Leid in diesem Bild.
Jedes Mal wenn ich es mir anschau, denke ich:
„Ich verstehe genau, wie sie sich fühlt.“*

Ohne weiter darüber zu grübeln, hole ich einen Bleistiftstummel aus meiner Tasche und drücke ihn aufs Papier.

Direkt unter die zittrigen Zeilen des Mädchens kritzle ich zwei Worte.

Ich auch.

Die Worte zittern, und ich merke, dass das nicht am Papier liegt, sondern an meiner Hand. Die fremde Handschrift brennt in meinen Augen.

Jemand hat meinen Brief gelesen.

Jemand hat meinen Brief gelesen.

Ich schaue um mich herum, als sei das eben erst geschehen, doch der Friedhof liegt verwaist da. Ich war seit Dienstag nicht hier. Jetzt ist Donnerstagmorgen, daher grenzt es schon an ein Wunder, dass der Brief noch da ist. Häufig verschwindet das

Kuvert, entweder weil der Wind es wegweht oder irgendwelche Tiere es mitnehmen, wahrscheinlich aber die Leute, die hier arbeiten.

Doch der Brief ist nicht nur noch da, sondern jemand hat sich auch noch berufen gefühlt einen Kommentar draufzuschreiben.

Das Blatt Papier zittert immer noch in meiner Faust.

Ich kann doch nicht ...

Das ist ...

Was ... wer würde ... wie ...

Ich möchte schreien und kann doch nicht mal in vollständigen Sätzen denken. Wut lodert in mir.

Das war was Privates. Was *Privates*. Zwischen meiner Mutter und mir.

Das muss ein Junge gewesen sein. Fettige Fingerabdrücke säumen den Rand, außerdem ist die Schrift klobig. Es zeugt von Arroganz, sich in die Trauer von jemand einzumischen und einen Teil davon für sich zu beanspruchen. Mom hat immer gesagt, dass Worte ein wenig von der Seele der Person in sich tragen, die sie schreibt. Ich kann fast spüren, wie es sich von dem Blatt Papier ergießt.

Ich auch.

Nein, nicht er auch. Er hat *keine Ahnung*.

Ich werde mich beschweren. Das ist inakzeptabel. Schließlich ist das hier ein Friedhof. Die Leute kommen her, um für sich allein zu trauern. Es ist mein Ort. MEINER. Nicht seiner.

Ich stapfe über den Rasen und weigere mich, meine Wut auch nur etwas von der frischen Morgenluft abkühlen zu lassen. Meine Brust schmerzt, und ich bin kurz davor loszuweinen.

Das gehörte uns. Ihr und mir. Meine Mutter kann mir nicht mehr zurückschreiben, und seine Worte auf meinem Brief scheinen das noch zu betonen. Als habe er mit seinem Bleistift auf mich eingestochen.

Nachdem ich den Hügel erklommen habe, hängen bereits Tränen an meinen Wimpern, und mein Atem geht unregelmäßig. Der Wind hat meine Haare total zerzaust. In einer Minute werde ich ein menschliches Wrack sein. Erneut werde ich zu spät zur Schule kommen, mit geröteten Augen und verschmier-tem Make-up. Wieder einmal.

Die Vertrauenslehrerin hatte früher gewisses Mitgefühl. Ms. Vickers nahm mich mit in ihr Büro und hielt mir gleich die Schachtel mit den Taschentüchern hin. Am Ende der Elften wurde mir noch auf die Schulter geklopft, und ermutigend flüsterte sie mir zu, ich solle mir alle Zeit nehmen, die ich bräuchte.

Jetzt haben wir Mitte September, und Mom ist seit Monaten tot. Seit die Schule wieder angefangen hat, fragt sich anscheinend jeder, wann ich mich endlich im Griff haben werde. Am Dienstag sprach mich Ms. Vickers an, und anstatt mir einen freundlichen Blick zu schenken, verzog sie den Mund und wollte wissen, ob ich immer noch jeden Morgen auf dem Friedhof vorbeischaue. Außerdem schlug sie vor, dass wir über eine konstruktivere Nutzung meiner Zeit reden sollten.

Als ob sie das irgendwas angehe.

Außerdem bin ich gar nicht mehr *jeden* Morgen da. Nur dann, wenn Dad früh zur Arbeit fährt – auch wenn ich davon überzeugt bin, er würde es sowieso nicht merken. Ist er zu Hause, dann kocht er sich zwei Eier und isst die mit einer Schüssel Trauben, die ich für ihn gewaschen und abgezupft habe. Dabei sitzt er am Tisch, starrt die Wand an und spricht kein Wort.

Ich könnte das Haus anzünden und die Chancen stünden nur 50 zu 50, dass er es rechtzeitig nach draußen schaffen würde.

Heute war so ein Tag, an dem er früh zur Arbeit los ist. Der Sonnenschein, der leichte Wind und die friedliche Ruhe des Friedhofs erschienen mir wie ein Geschenk.

Doch die zwei auf meinen Brief gekritzelten Worte fühlen sich an wie ein Fluch.

Ein Hispanic mittleren Alters bläst Laub und Rasenschnitt von dem asphaltierten Weg. Als ich näher komme, hält er inne. Er trägt so eine Art Hausmeisteruniform und auf dem Namensschild an seiner Brust steht *Melendez*.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragt er mit ganz leichtem Akzent. Seine Augen wirken nicht unfreundlich, allerdings scheint er müde zu sein.

Seine Stimme klingt wachsam. Ich muss einen ziemlich wütenden Eindruck machen. Er rechnet mit einer Beschwerde. Das kann ich ihm ansehen.

Tja, die wird er von mir auch um die Ohren gehauen kriegen. Es sollte doch irgendwelche Vorschriften gegen das hier geben. Meine Faust ballt sich um den Brief, zerknittert ihn. Ich hole tief Luft ...

Dann halte ich inne.

Ich kann das nicht tun. Sie würde es nicht wollen.

Immer mit der Ruhe, Juliet.

Mom war immer der ruhige Typ. Besonnen und in einer Krise cool. Das musste sie auch, während sie von einem Kriegsgebiet ins nächste jettete.

Außerdem würde ich mich sowieso wie eine durchgeknallte Laune der Natur anhören. Aussehen tue ich ja schon so. Was will ich denn sagen? *Jemand hat zwei Worte auf meinen Brief geschrieben?* Auf einen Brief, den ich an jemand gerichtet habe, der nicht mal mehr am Leben ist? Im Übrigen konnte es jeder gewesen sein. Auf dem Rasen rund um das Grab meiner Mutter befinden sich hunderte anderer Grabstellen. Dutzende Menschen kommen täglich hierher – wenn nicht mehr.

Und was soll der Rasenpflege-Typ tun? Auf den Grabstein meiner Mom aufpassen? Eine Überwachungskamera installieren?

Um jemand zu erwischen, der heimlich einen Bleistift bei sich trägt?

„Alles gut“, meine ich. „Entschuldigen Sie.“

Ich kehre zu ihrem Grab zurück und setze mich dort ins Gras. Sicher komme ich zu spät zur Schule, doch das ist mir egal. Irgendwo in der Ferne legt der Laubbläser von Mr. Melendez wieder los, aber hier bin ich allein.

Seit sie tot ist, habe ich ihr 29 Briefe geschrieben. Zwei pro Woche.

Als sie noch am Leben war, schrieb ich ihr hunderte. Ihr Beruf sorgte dafür, dass sie, was die Technik betraf, immer auf dem allerneuesten Stand war, doch sie sehnte sich nach der Dauerhaftigkeit und Präzision des Altmodischen. Nach von Hand geschriebenen Briefen zum Beispiel. Kameras mit Film. Ihre professionellen Aufnahmen waren immer digital, damit sie sie überall schneiden und bearbeiten konnte. Aber Film mochte sie am liebsten. Und ob sie sich in irgendeiner Wüste Afrikas aufhielt, um den Hunger dort zu dokumentieren oder Gewalt und politische Unruhen anderswo, immer fand sie die Zeit, mir einen Brief zu schreiben.

Wir machten natürlich auch normale Sachen: E-Mails und Videochats, wenn sie die Möglichkeit dazu hatte. Doch die Briefe, die bedeuteten wirklich was. Jedes Gefühl durchdrang das Papier, als ob die Tinte, Staub und Flecken von ihrem Schweiß den Worten mehr Gewicht verleihen würden. So konnte ich ihre Furcht, ihre Hoffnung und ihren Mut spüren.

Ich schrieb ihr immer zurück. Manchmal erhielt sie meine Antworten wochenlang nicht, wenn sie erst über ihre Redakteurin dorthin gelangen mussten, wo sie gerade im Einsatz war. Manchmal war sie auch schon zurück zu Hause, und ich konnte ihr den Brief in die Hand drücken, wenn ich das Haus verließ. Das spielte keine Rolle. Unser Gedankenaustausch miteinander fand einfach auf Papier statt.

Als sie starb, konnte ich damit nicht aufhören. Normalerweise kriege ich, wenn ich bei ihrem Grab ankomme, keine Luft, bis ich nicht einen Stift auf ein Blatt Papier drücke und ihr so meine Gedanken mitteile.

Nachdem ich diese Antwort entdeckt habe, kann ich ihr kein weiteres Wort mehr schreiben. Ich fühle mich dafür zu verletztlich. Zu schutzlos. Alles, was ich sage, könnte gelesen, verdreht, gewertet werden.

Deshalb schreibe ich einen Brief an ihn.

Privatsphäre ist Einbildung.

Da du meinen Brief gelesen hast, weißt du das ja offenbar. Er war nicht an dich adressiert. Nicht für dich gedacht. Er hatte nichts mit dir zu tun. Er war etwas zwischen meiner Mutter und mir.

Ich weiß, dass sie tot ist.

Ich weiß, dass sie die Briefe nicht lesen kann.

Ich weiß, dass ich nur ganz wenig tun kann, um mich ihr noch nah zu fühlen.

Jetzt habe ich nicht mal mehr das hier.

Begreifst du überhaupt, was du mir weggenommen hast? Hast du eine Ahnung davon?

Was du geschrieben hast, lässt vermuten, dass du verstehst, was Leiden heißt.

Aber das glaube ich nicht.

Denn wenn das so wäre, dann hättest du dich nicht in meins eingemischt.

Mein erster Gedanke ist, dass dieses Mädchen verrückt sein muss. Wer schreibt schon an irgendeinen Fremden auf einem Friedhof?

Mein zweiter Gedanke ist, dass ich nicht derjenige von uns

beiden bin, der die Klappe so weit aufreißen sollte.

In jedem Fall kennt sie mich nicht. Sie weiß also auch nicht, was ich verstehe.

Ich sollte nicht mal hier sein. Es ist Donnerstagabend, was bedeutet, dass ich auf der anderen Seite des Friedhofs den Rasen mähen sollte. Ich habe auch nicht massenhaft Zeit, um rumzulungern und Briefe von einer Fremden zu lesen. Melonhead hat demonstrativ auf seine Armbanduhr geschaut, als ich fünf Minuten zu spät den Geräteschuppen betrat. Wenn er mich jetzt beim Rumtrödeln erwischt, wird es sich mordsmäßig rächen.

Und wenn er mir weiterhin damit droht, die Richterin anzurufen, werde ich irgendwann ausrasten.

Es dauert nur einen Moment, bis meine Verwirrung sich legt und ich nur noch ein schlechtes Gewissen habe. Ich stehe hier, weil ich irgendeine Verbindung zu dem letzten Brief gespürt habe. Ich wollte sehen, ob wieder einer abgelegt worden ist.

Damit, dass jemand lesen würde, was ich geschrieben habe, hatte ich nicht gerechnet.

Es ist wie ein Schlag ins Gesicht, als mir klar wird, dass es ihr genauso ergangen sein muss.

Ich krame in meinen Taschen nach einem Stift, finde jedoch nur meine Schlüssel und ein Feuerzeug.

Ach ja. In der siebten Stunde brauchte Rev einen Stift. Es passt gar nicht zu ihm, was Geliehenes nicht zurückzugeben. Nicht mal so was Banales wie einen alten Bleistift.

Vielleicht will mir das Schicksal auf diese Weise vermitteln, dass ich es lassen und lieber überlegen soll, bevor ich den Mund aufmache. Oder bevor ich schreibe. Wie auch immer.

Ich falte ihren Wutbrief zusammen und stecke ihn in die Tasche. Danach ziehe ich die Handschuhe an und gehe zu meinem Rasenmäher. Zwar hasse ich es, hier zu sein, aber nachdem ich das nun schon seit Wochen tue, habe ich raus-

gefunden, dass man bei anstrengender körperlicher Arbeit gut nachdenken kann.

Ich werde also arbeiten und nachdenken.

Und später komme ich zurück, um etwas zu schreiben.

*Ich glaube, dass Du selbst keine Ahnung von Leid hast. Denn wenn, dann hättest Du Dich nicht in meins eingemischt.
Schon mal daran gedacht, dass meine Worte auch nicht für Dich gedacht waren?*

„Jules?“

Ich schaue hoch. Die Cafeteria ist fast leer, aber Rowan steht da und sieht mich erwartungsvoll an.

„Geht es dir gut?“, fragt sie. „Es hat schon vor fünf Minuten geklingelt. Ich dachte, wir wollten uns vor meinem Spind treffen.“

Ich falte den zerknitterten Brief, den ich heute Morgen gefunden habe, zusammen, stopfe ihn in meinen Rucksack und zerre am Reißverschluss. Ich weiß nicht, wann der Kerl ihn geschrieben hat, aber es muss letzte Woche gewesen sein, weil das Papier so wellig ist, als wäre es nass geworden und wieder getrocknet. Und seit Samstag hat es nicht geregnet.

Das war seit einer Weile das erste Wochenende, an dem ich nicht auf den Friedhof gewesen bin. Ein kleiner Teil von mir ist verwirrt, weil dieser Brief dort tagelang rumlag. Seine Selbstgerechtigkeit hat wahrscheinlich abgenommen, während meine sich frisch und neu und irgendwie warm in meiner Brust anfühlt.

Ich bin froh, dass ich heute Morgen dort war. Sie mähen immer Dienstagabend den Rasen, und dann hätte jemand ihn wahrscheinlich weggeschmissen.

„Was hast du dir denn da gerade angesehen?“, sagt Rowan.
„Einen Brief.“

Sie hakt nicht weiter nach. Sie glaubt, es handle sich um einen Brief an meine Mutter. Ich lasse sie in dem Glauben.

Es muss ja nicht sein, dass man mich für noch verrückter hält als ohnehin schon.

Es klingelt zum letzten Mal. Ich muss los. Wenn ich noch

eine Mahnung wegen Zuspätkommen kriege, muss ich nachsitzen. Schon wieder. Allein der Gedanke daran lässt mich schneller laufen.

Ich halte noch mal Nachsitzen nicht aus. Ich kann nicht eine ganze Stunde in diesem Raum sitzen. Die Stille dort schmerzt mich in den Ohren und lässt mir zu viel Zeit zum Nachdenken.

Rowan ist direkt neben mir. Wahrscheinlich begleitet sie mich bis in mein Klassenzimmer und redet der Lehrkraft zu-ckersüß aus, mich aufzuschreiben. Über Verspätungsabmahnungen oder Nachsitzen braucht sie sich nicht den Kopf zu zerbrechen – die Lehrer lieben sie. Sie sitzt in jedem Fach in der ersten Reihe und hängt ihnen an den Lippen, als würde sie jeden Morgen mit einem Wahsinns-Wissensdurst aufwachen. Rowan gehört zu diesen Mädchen, die man nur zu gerne hasst: zierlich und hübsch, hat für jeden ein freundliches Wort und schreibt anscheinend mühelos immer nur die besten Noten. Wäre sie nicht so perfekt, würde sie sich noch größerer Beliebtheit erfreuen. Das sage ich ihr andauernd.

Und wenn wir ganz offen sprechen wollen – sie wäre auch noch beliebter, wenn nicht das Wrack der Zwölften Klasse ihre beste Freundin wäre.

Als ich den Brief heute Morgen fand, habe ich eigentlich angenommen, ihn zu lesen und dann loszuheulen. Aber stattdessen erwachte nur der Wunsch in mir, diesen Loser zu finden und ihm eins in die Fresse zu hauen. Mit jedem Mal lesen werde ich noch ein bisschen wütender.

Schon mal daran gedacht, dass meine Worte auch nicht für dich gedacht waren?

Der Zorn hilft mir, die leise innere Stimme zu überhören, die fragt, ob er vielleicht recht hat.

Die Flure sind menschenleer, was eigentlich nicht möglich ist. Wo sind denn die ganzen anderen Loser? Warum komme immer nur ich zu spät?

Außerdem ist es ja nicht so, dass ich nicht *hier* bin. Ich bin physisch im Gebäude anwesend. Doch ich verwandle mich natürlich auch nicht gerade in eine Musterschülerin, sobald ein Lehrer vorn an der Tafel anfängt herumzuzappeln.

Sobald wir den Flügel für Sprachen und Kunst erreicht haben, rennen wir schon fast und schlittern um jede Kurve. Ich halte mich an der Wand fest, als wir in den letzten Flur einbiegen.

Das Brennen fühle ich noch vor dem Zusammenstoß. Heiße Flüssigkeit verbrüht meine Haut, und ich schreie auf. Ein Becher voll Kaffee ist auf meiner Brust gelandet. Dann pralle ich gegen etwas Hartes, rutsche und falle.

Gegen *jemand* Harten.

Schließlich befinde ich mich am Boden, auf Augenhöhe mit abgestoßenen schwarzen Schnürstiefeln.

In einer romantischen Komödie wäre dies das süße Treffen des Paares. Dann müsste der Junge so heiß sein wie ein Filmstar, ein knackiger Quarterback und gleichzeitig Jahrgangsbester. Er würde mir die Hand hinstrecken und zufällig ein Extra-T-Shirt in seinem Rucksack dabei haben. Das würde ich mir auf der Toilette überstreifen; danach würde mein Busen irgendwie größer und würden meine Hüften schmaler wirken. Er würde mich noch bis zum meinem Klassenzimmer begleiten und mich zum Abschlussball einladen.

In der Realität ist der Typ Declan Murphy, und er knurrt regelrecht. Sein Shirt und seine Jacke sind ebenfalls vom Kaffee durchgeweicht, und er zerrt sich den Stoff von der Haut weg.

Während der Junge in der romantischen Komödie der beste Quarterback wäre, ist Declan der Außenseiter der Zwölften. Er ist vorbestraft und Dauerkandidat fürs Nachsitzen. Er ist groß und gemein, und auch wenn rotbraunes Haar und ein markantes Kinn manchen Mädchen vielleicht gefällt, genügt sein finsterer Blick schon, um sie wieder abzuschrecken. Eine

Narbe zerteilt eine seiner Augenbrauen, und wahrscheinlich ist es nicht seine einzige. Die meisten Leute haben Angst vor ihm, und das aus gutem Grund. Rowan versucht gleichzeitig, mir aufzuhelfen und mich von ihm weg zu ziehen.

Er starrt mich total höhnisch an, wobei er mit rauher, tiefer Stimme sagt: „Hast du sie nicht mehr alle?“

Ich reiße mich von Rowan los. Meine Bluse klebt an meiner Brust, und ich wette, er kriegt durch den hellgrünen Stoff einen tollen Blick auf meinen dunkelroten BH. So heiß der Kaffee zuerst auch war, jetzt fühle ich mich nur noch nass und friere. Das hier ist demütigend und schrecklich. Ich weiß nicht, ob ich losheulen oder ihn doch lieber anschreien soll.

Mein Atem stockt, doch ich beherrsche mich. Ich habe keine Angst vor ihm. „Du hast *mich* über den Haufen gerannt.“

Er schaut mich böse an. „Ich bin nicht derjenige, der gerannt ist.“

Dann macht er eine schnelle Bewegung nach vorn. Ohne es zu wollen, zucke ich zusammen.

Okay, vielleicht fürchte ich mich doch vor ihm.

Keine Ahnung, was ich dachte, das er tun wird. Er wirkt einfach so *heftig*. Jetzt hält er kurz inne, runzelt über meine Reaktion die Stirn und bückt sich dann, um seinen Rucksack aufzuheben, der runtergefallen war.

Oh.

Vermutlich stimmt irgendwas mit mir nicht. Ich möchte ihn immer noch anschreien, obwohl das hier meine Schuld war. Mein Kiefer verspannt sich.

Immer mit der Ruhe, Juliet.

Die Erinnerung an meine Mutter trifft mich so hart und plötzlich. Es grenzt an ein Wunder, dass ich nicht sofort in Tränen ausbreche. Nichts gibt mir mehr Halt, und ein falsches Wort – schon wäre es um mich geschehen.

Declan richtet sich auf, blickt immer noch finster, und mir ist klar, dass er gleich irgendwas richtig Gemeines von sich geben wird. Das und dazu noch der vorwurfsvolle Brief dürften genügen, mich in ein nasses Häufchen Elend zu verwandeln.

Aber dann sucht sein Blick meinen und irgendwas, das Declan dort entdeckt, lässt seinen finsternen Gesichtsausdruck verschwinden.

Da ertönt neben uns eine blecherne Stimme. „Declan Murphy. Mal wieder zu spät, wie ich sehe.“

Mr. Bellicaro, den ich in der Neunten in Bio hatte, ist neben Rowan aufgetaucht. Ihre Wangen sind gerötet, und sie sieht fast panisch aus. Anscheinend hat sie den Ärger schon geahnt und ist losgelaufen, um einen Lehrer zu holen. Das passt genau zu ihr. Ich bin mir aber nicht sicher, ob ich mich darüber ärgern oder ob ich erleichtert sein soll. Hinter ihm steht eine Klassenzimmertür offen, aus der Schüler neugierig auf den Flur spähen.

Declan wischt Kaffeetropfen von seiner Jacke. „Ich war nicht zu spät. Sie ist in *mich* reingerannt.“

Mr. Bellicaro verzieht den Mund. Er ist klein und rundlich, was eine rosafarbene Sweater-Weste noch unterstreicht. Übrigens ist er auch nicht gerade beliebt. „Außerhalb der Cafeteria ist Essen verboten ...“

„Kaffee ist kein Essen“, meint Declan.

„Mr. Murphy. Ich glaube, Sie kennen den Weg zum Direktor.“

„Klar. Ich könnte Ihnen eine Karte davon zeichnen.“ Seine Stimme klingt scharf, und wütend beugt er sich vor. „*Das war nicht meine Schuld.*“

Rowan zuckt bei seinem Ton zurück. Sie wringt schon fast die Hände, was ich ihr nicht verübeln kann. Einen Moment lang frage ich mich auch, ob dieser Kerl gleich eine Lehrkraft schlagen wird.

Mr. Bellicaro richtet sich groß auf. „Muss ich die Security rufen?“

„Nein“, antwortet Declan verbittert und hebt die Hände. Seine Augen sind vor Wut ganz dunkel. „Nein. Ich geh schon.“ Das tut er auch, leise vor sich hin fluchend. Gleichzeitig knüllt er noch den Pappbecher zusammen und schleudert ihn in einen Papierkorb.

In mir toben so viele Gefühle, dass ich mich kaum auf eines davon konzentrieren kann. Verlegenheit, weil es ja tatsächlich *meine* Schuld war und ich trotzdem dastehe und ihn die Sache ausbaden lasse. Kränkung, weil er so mit mir geredet hat. Furcht, weil er so reagiert hat.

Fasziniert, weil sein Gesicht gar nicht mehr finster aussah, als unsere Blicke sich trafen.

Ich wünsche mir, ich hätte ein Foto von seinem Ausdruck in genau diesem Moment. Oder von jetzt, wie er den düsteren Flur entlangläuft. Licht fällt bei jedem Fenster, an dem er vorbeikommt, auf sein Haar und lässt es golden aufleuchten, während seine breiten Schultern und die dunkle Jeans im Schatten bleiben. Seit Moms Tod wollte ich meine Kamera nicht mehr anfassen, aber jetzt wünsche ich mir plötzlich, ich hätte sie zur Hand. Meine Finger zucken regelrecht.

„Für Sie, Miss Young.“

Ich drehe mich um und Mr. Bellicaro hält mir ein Blatt Papier hin.

Nachsitzen. Wieder mal.

Du hast recht.

Ich hätte mich nicht in deine Trauer einmischen sollen.

Das tut mir leid.

Es bedeutet aber nicht, dass du das Recht hattest, meinen Brief zu lesen. Irgendwie hasse ich dich dafür immer noch. Ich sitze jetzt schon seit einer Viertelstunde hier, starre aufs leere Papier und versuche, mich daran zu erinnern, wie es sich angefühlt hat, ihr zu schreiben und zu wissen, dass meine Gedanken von größerer Dauer sein würden als in einem Gespräch.

Stattdessen kann ich nur an dich und dein „Ich auch“ denken und daran, was es bedeutete und ob dein Schmerz irgendwie vergleichbar mit meinem ist.

Nicht, dass mich das irgendwas angeht.

Ich weiß ja nicht mal, ob du meine Entschuldigung überhaupt lesen wirst, doch ich muss das bei irgendwem loswerden. Ich habe schon eine Weile ein schlechtes Gewissen.

Nicht dir gegenüber. Sondern gegenüber jemand anderem.

Ich schulde diesem „jemand“ eine Entschuldigung, aber ich kenne ihn genauso wenig wie dich. Und bestimmt fange ich jetzt nicht an, Nachrichten an zwei Fremde zu schreiben. Vorläufig ist das hier das Beste, was ich tun kann, und ich hoffe einfach, dass das schlechte Gewissen nachlässt.

Hast du schon mal von Kevin Carter gehört? Er hat einen Pulitzerpreis für das Foto eines

sterbenden Mädchens gewonnen. Es ist ein ziemlich berühmtes Bild, also hast du es vielleicht schon mal gesehen. Ein kleines hungernes Mädchen im Sudan versuchte, eine Essensausgabe zu erreichen. Sie musste anhalten und sich ausruhen, weil sie nur noch Haut und Knochen war. Sie musste Rast machen, weil ihr die Kraft fehlte, direkt bis zur Essensausgabe zu laufen.

Also ruhte sie sich im Staub aus, dieses winzig kleine Mädchen, während in der Nähe ein Geier hockte und wartete.

Kapierst du es? Der wartete. Darauf, dass sie sterben würde.

Manchmal denke ich an dieses Bild. An diesem Moment.

Manchmal fühle ich mich wie das Mädchen.

Manchmal wie der Geier.

Manchmal auch wie der Fotograf, der nichts anderes tun konnte als zusehen.

Kevin Carter brachte sich um, nachdem er den Pulitzerpreis gewonnen hatte.

Manchmal meine ich zu verstehen, warum.

Ich brauche eine Zigarette.

Motten flattern um die Lampe auf der Veranda und stoßen gegen ihren Schirm aus Glas. Es ist fast Mitternacht an diesem Donnerstag, und in der Umgebung ist kaum ein Geräusch zu hören.

Das gilt nicht für das Haus, vor dem ich sitze. Mein Stiefvater Alan ist noch wach und meine Mutter mit Freundinnen ausgegangen. Deshalb will ich noch nicht rein.

Alan mag mich nicht besonders.

Wirklich nicht. Das beruht auf Gegenseitigkeit.

Der Brief steckte den ganzen Abend über in meiner hinteren Hosentasche. Ich habe keine Ahnung, wann sie ihn geschrieben hat, aber es muss irgendwann in den letzten 48 Stunden gewesen sein. Als ich Dienstagabend nachgesehen habe, war er noch nicht da. Melonhead motzte mich an, weil ich zu spät kam, und keiner sich jemals meine Erklärungen anhören will.

„Ich musste nachsitzen“, sagte ich ihm.

Er füllte gerade im Geräteschuppen Treibstoff in einen der Rasenmäher. Da drin war es höllisch heiß und sein Shirt klebte ihm am Körper. Es ist sowieso eng da und riecht immer nach einer Mischung aus abgemähtem Gras und Benzin. Ich mag das.

Wie Melonhead mich ansah, das mochte ich nicht. Mit so einem angewiderten Ausdruck, als wäre ich nur noch so ein Loser.

„Du kannst die fehlende Stunde am Samstag nacharbeiten“, meinte er.

„Ich kann das auch am Donnerstag machen.“

„Nein, du wirst sie am Samstag nachholen.“

Ich hielt meinen Zettel hoch. „Ich bin nur verpflichtet, dienstags und donnerstags zu arbeiten.“

Er zuckte nur mit den Schultern und wandte sich zur Tür um. „Du bist verpflichtet, von vier bis acht zu arbeiten. Jetzt ist es zehn nach fünf. Du kannst die eine Stunde am Samstag nachholen.“

„Hören Sie, Mann, ich kann ja bis neun bleiben ...“

„Denkst du etwa, ich will wegen dir Überstunden schieben?“

Natürlich nicht. Er wollte nach Hause zu Frau und Kind, damit er mich demnächst mit noch mehr Storys langweilen konnte. Ich schlug mit der Faust gegen die Wand neben dem Rasenmäher und fluchte. „Glauben Sie etwa, ich will überhaupt hier sein?“

Er verharrte im Türrahmen, und eine Sekunde lang war ich mir nicht sicher, ob er sich umdrehen und mir eine reinhauen würde. Aber er sah mich nur an und sagte mit unveränderter Stimme. „Du solltest dankbar dafür sein, dass du hier sein kannst. Wenn du willst, dass ich deine Bestätigung für acht Stunden unterschreibe, erscheinst du am Samstag.“ Melonhead wollte sich schon wieder abwenden, hielt aber noch mal inne. „Und rei dich zusammen. Ich will nicht, dass hier geflucht wird.“

Ich öffnete den Mund, um zurück zu motzen, doch er stand einfach nur da, mit der Sonne im Rücken, und ich wusste, wenn ich es drauf ankommen ließ, würde er im nächsten Moment die Richterin anrufen.

Ich hasse es, dass er mich so erpressen kann. Als ich die Strafe kriegte, dachte ich noch, Rasenmähen auf einem Friedhof wäre *easy* und dass mich da keiner nerven würde. Damals war mir aber eben noch nicht klar, dass dazu auch ein Typ gehört, für den es eine Art Machtrausch ist, mich rumkommandieren zu können.

Das Blatt in meiner Faust war schon halb zerknüllt. „Sie können mich nicht zwingen, am Samstag zu arbeiten.“

„Wenn dir das nicht passt, musst du eben pünktlich sein.“

Heute bin ich früh aufgetaucht, in der Hoffnung mir damit ein Fleißsternchen oder eine Freikarte zu verdienen, doch keine Chance. Dafür habe ich einen Brief vom Friedhofsmädchen gefunden.

Irgendwie frage ich mich, ob es mir nicht besser ginge, falls ich den jetzt nicht in Händen halten würde. Das ist deprimierend, faszinierend und furchterregend zugleich.

Ich habe keine Ahnung, von welchem Foto sie da schreibt. Das erste kannte ich auch nicht. Das mit dem Schreien, den Blumen, dem Blut und der Waffe. Ich muss sie eigentlich auch nicht sehen, weil ihre Beschreibung die Einzelheiten so schmerzhaft genau wiedergibt.

Aber wenn ich jetzt ihre Zeilen über den Geier und das kleine Mädchen lese, dann will ich es doch recherchieren.

Das Gartentor an der Seite scheppert, und ich falte den Brief rasch zusammen und schiebe ihn unter meinen Oberschenkel. Eigentlich rechne ich mit meiner Mutter, dann allerdings höre ich Schniefen und weiß, es ist Rev. Der ist auf alles allergisch, auch auf die meisten Menschen.

„Du bist noch spät draußen“, meine ich. Rev sähe es ähnlicher, mich um sechs Uhr morgens aus dem Bett zu holen, als um kurz vor Mitternacht aufzutauchen.

„Sie haben heute Nachmittag ein Baby aufgenommen. Das will nicht einschlafen. Mom sagt, weil es Angst vorm Verlassenwerden hat. Dad sagt, sie wird sich bald beruhigen. Ich sagte, da brauche ich erst mal einen Spaziergang.“ Er wirkt nicht irritiert, denn so was ist er gewohnt.

Geoff und Kristin sind Pflegeeltern. Sie wohnen auf der anderen Seite des Blocks, aber ihr Garten liegt schräg gegenüber von unserem, so haben wir immer einen ziemlich guten Blick auf die Kinder, die bei ihnen ins Haus kommen.

Rev war das erste. Er tauchte vor zehn Jahren auf, da war er sieben und spindeldürr, mit Brillengläsern so dick wie Flaschenböden und so heftigen Allergien, dass er kaum atmen konnte. Seine Klamotten waren zu klein, einer seiner Arme eingegipst, und er sprach nicht. Geoff und Kristin sind die nettesten Menschen der Welt – sie sind sogar zu mir nett, und das will was heißen. Rev haute trotzdem ab.

Ich fand ihn in meinem Kleiderschrank. In eine Ecke gekauert schaute er mich unter seinen strubbeligen Haaren hervor an und umklammerte dabei eine zerfledderte alte Bibel.

Ich hatte eine Schachtel Legosteine da drin, deshalb glaubte ich, er sei zum Spielen da reingekrochen. Als würden öfter Kinder in meinem Schrank auftauchen. Keine Ahnung, was ich mir dabei dachte. Jedenfalls quetschte ich mich noch zu

ihm rein und fing an, irgendwas zu bauen.

Wie sich rausstellte, hatte er Angst vor Geoff und Kristin, weil sie schwarz sind. Sein Dad hatte ihm erzählt, Schwarze wären böse und vom Teufel geschickt.

Ironischerweise hatte ausgerechnet Revs Dad ihn regelmäßig verprügelt.

Normalerweise zitierte er dazu auch noch aus der Bibel.

Vor fünf Jahren haben Geoff und Kristin Rev adoptiert. Er meint, das wäre keine große Sache gewesen und sie seien sowieso seit Jahren die einzigen Eltern, die er gekannt habe. Außerdem wäre es bloß ein Stück Papier.

Doch es war eine große Sache. Irgendwas in ihm ist dadurch zur Ruhe gekommen.

Jetzt trägt er tagsüber Kontaktlinsen, aber seine Haare sind immer noch relativ lang. Meine Schwester Kerry hat immer behauptet, er verstecke sich dahinter. Als Rev acht war, erklärte er Geoff, nie wieder solle jemand ihm wehtun können. Daraufhin meldete Kristin ihn am nächsten Tag zum Kampfsport an. Dabei ist er geblieben und hat es vielleicht sogar ein bisschen übertrieben. Selbst wenn man sich wegen der Brille, der Allergien und der Schüchternheit denkt, er sei ein Loser, würde man ihm das nie ins Gesicht sagen. Denn inzwischen hat er eine Statur wie ein MMA-Kämpfer. Dazu noch ein bester Freund, der vorbestraft ist – nämlich ich –, und schon machen die Meisten in der Schule einen Riesenbogen um dich.

Das ist auch wieder witzig, denn Rev ist ungefähr so aggressiv wie ein alter Golden Retriever.

Ich rutsche beiseite, damit er sich neben mich setzen kann, und er lässt sich auf die Stufe fallen.

„Was hast du eben gelesen?“, fragt er.

Er muss es von seinem Garten aus gesehen haben. Ich zögere, bevor ich antworte.

Und das ist albern. Er kennt jedes meiner Geheimnisse. Er hat miterlebt, wie meine Familie in die Brüche ging, inklusive der fehlgeleiteten Versuche meiner Mutter, sie wieder zu kitten. Er kennt sogar die Wahrheit über Kerry. Dabei dachte ich letzten Mai noch, die würde ich ins Grab mitnehmen.

Dennoch zögere ich. Irgendwie fühlt es sich an, als würde ich vielleicht ein Geheimnis verraten, wenn ich jemand vom Friedhofsmädchen erzähle.

Dabei weiß ich ja nicht mal, wer sie überhaupt ist.

Ich möchte das lieber auf einen anderen Augenblick verschieben. Rev sagt nichts.

Schließlich ziehe ich das Blatt unter meinem Bein hervor und gebe es ihm.

Er liest schweigend eine Minute lang, danach reicht er es mir zurück. „Wer ist sie?“

„Ich habe nicht die geringste Ahnung.“ Ich schweige kurz. „Die Tochter von Zoe Rebecca Thorne.“

„Wer?“

Ich drehe den Brief in meinen Händen und lasse das Papier durch meine Finger gleiten. „Letzte Woche habe ich einen Brief gefunden, der an einem Grabstein lehnte. Den hab ich gelesen. Er handelte von ...“ Ich zögere wieder. Trotz allem, was Rev weiß, war es leichter, einer anonymen Leserin über Leben und Tod zu schreiben. Ich muss mich räuspern. „Es ging darum, plötzlich jemand zu verlieren.“

„Da dachtest du an Kerry.“

Ich nicke.

Eine Weile hocken wir schweigend da, und ich höre, wie die Motten gegen die Lampe flattern. Irgendwo weiter unten in der Straße ertönt eine Sirene, verstummt aber wieder.

„Aber das hier ist ein anderer Brief, oder?“, sagt Rev.

„Ja. Ich hab ihr auf den ersten zurückgeschrieben.“

„Du hast zurückgeschrieben?“

„Ich dachte doch nicht, dass sie das liest!“

„Wieso bist du dir so sicher, dass es ein Mädchen ist?“

Gute Frage. Ganz sicher bin ich mir gar nicht. Aber gleichzeitig lautete doch auch seine erste Frage: *Wer ist sie?* „Wieso bist *du* dir denn so sicher, dass sie ein Mädchen ist?“

„Weil du hier nicht sitzen und über den Brief von irgendeinem Kerl grübeln würdest. Lass ihn mich noch mal sehen.“

Ich gebe ihn ihm. Während er liest, denke ich über seine Worte nach. *Grübeln?* Grübele ich? Ich kenne sie ja noch nicht mal.

„Manchmal fühle ich mich wie das Mädchen“, zitiert er.

„Genau.“

„Das ist Papier aus einem Heft“, bemerkt er.

„Ich weiß.“ Der Friedhof liegt hier in der Nähe. Mir ist auch schon durch den Kopf geschossen, dass sie ebenfalls Schülerin an der *Hamilton High School* sein könnte.

„Mann. Sie könnte ja *elf* sein.“

Okay, auf diesen Gedanken bin ich bisher noch nicht gekommen.

Ich reiße ihm den Brief wieder weg. „Halt die Klappe. Das ist doch total egal.“

„Ich zieh dich doch bloß auf. Sie klingt nicht wie elf.“ Er schweigt kurz. „Vielleicht war der Brief ja für dich gedacht.“

„Nein, sie war ganz schön angepisst, weil ich zurückgeschrieben habe.“

Jetzt zögert er. „Ich meine auch nicht, dass *sie* den Brief für dich gedacht hat.“

Ich brauche eine Sekunde, um zu verstehen, was er dann meint. „Rev, wenn du jetzt anfängst zu predigen, gehe ich rein.“

„Ich predige nicht.“

Nein. Tut er nicht. Noch nicht.

Die alte Bibel, die er umklammerte, als ich ihn in meinem

Kleiderschrank fand, hat er immer noch. Sie hat mal seiner Mutter gehört. Er hat sie ungefähr schon zwanzig Mal gelesen. Er ist bereit, mit jedem über Theologie zu debattieren, der dazu Lust hat – ich gehöre nicht zu diesen Menschen. Geoff und Kristin brachten ihn früher in die Kirche, doch er erklärte, ihm gefiele nicht, dass er dann nicht mehr an seiner eigenen Interpretation festhalten könne.

Was er ihnen nicht sagte: Dass es ihn zu sehr an seinen Vater erinnerte, wenn er zu einem Mann auf der Kanzel hochschaute.

Rev läuft nicht rum und zitiert Bibelverse oder so – jedenfalls nicht normalerweise –, aber sein Glaube ist felsenfest. Ich habe ihn mal gefragt, wie er an einen gnädigen Gott glauben kann, nachdem er das Zusammenleben mit seinem eigenen Vater nur knapp überlebt hat.

Da hat er mich angeschaut und gesagt: „Eben weil ich es überlebt habe.“

Und dagegen kann man nicht argumentieren.

Jetzt wünsche ich mir, ich hätte ihm nichts von den Briefen erzählt. Ich will keine religiöse Analyse.

„Dann nenn es eben nicht Gott“, meint er. „Nenn es Schicksal. Findest du das nicht interessant, dass unter all den Leuten, die den Brief hätten finden können, es ausgerechnet *du* warst?“

Das ist etwas, das ich an Rev am liebsten mag. Er zwingt nie jemand irgendwas auf. Ich nicke.

„Willst du zurückschreiben?“

„Keine Ahnung.“

„Lügner.“

Er hat recht. Ich will tatsächlich zurückschreiben.

Ich überlege mir sogar schon, was.